

Historiker/innen gewöhnungsbedürftig. Nach der Einleitung folgen die Darstellung der Literaturlage sowie eine deskriptive Auslegeordnung der Materialien über rund 200 Seiten. Erst ganz am Schluss folgt eine 15-seitige Analyse. Die Problematik wird verstärkt, weil die Materialien nicht wortgetreu wiedergegeben, sondern paraphrasiert und mit Zitaten ergänzt dargestellt werden. Die Publikation ist damit irgendwo zwischen Quellen im Originalton und wissenschaftlicher, analytischer Darstellung einzuordnen. Dieses Unwohlsein der Historiker/innen ergibt sich wohl aus der den Naturwissenschaften entlehnten Darstellungsform, bei der einer ausführlichen Präsentation des Materials eine kurze Zusammenfassung der Resultate folgt. Über diese Kritikpunkte hinaus ist es jedoch Matthias Bürgi und Martin Stuber gelungen, in anschaulicher Weise, tradiertes Wissen zu erfassen und späteren Generationen zu dokumentieren.

Katja Hürlimann (Zürich)

Katharina Kellerhals
Der gute Schüler war auch früher ein Mädchen
 Schulgesetzgebung, Fächerkanon und Geschlecht in der Volksschule des Kantons Bern 1835–1897

Haupt, Bern 2010, 283 S., Fr. 39.–

Gegenstand der Dissertation von Katharina Kellerhals ist die Volksschule des Kantons Bern von 1835–1900. Sie fragt nach der Entwicklung der Schulgesetzgebung sowie nach der Umsetzung dieser Normen in den Schulalltag, insbesondere nach dem Prozess der Fächerauswahl. Der geschlechtsspezifisch unterschiedliche Entwicklungsverlauf soll in seiner Wechselwirkung dargestellt werden. Damit will die Autorin einen Beitrag leisten zu heute aktuellen Fragen: Hat ein Wandel von der

Mädchen- zur Bubendiskriminierung überhaupt stattgefunden, und wenn ja, wie lässt sich dieser Prozess präzise beschreiben und allenfalls beeinflussen? Waren Buben unter bestimmten Bedingungen tatsächlich schulisch erfolgreicher als Mädchen?

Aktuelle Fragestellungen also, welche die Autorin motivieren, den Prozess der geschlechterspezifischen Ausdifferenzierung des Fächerkanons innerhalb des institutionellen Rahmens der Schulgesetzgebung, der parlamentarischen und pädagogischen Debatten, und des allgemeinen Geschlechterdiskurses sowie der gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen zu rekonstruieren, sowie auch die gegenseitigen Wechselwirkungen zu untersuchen.

Kellerhals führt ihre Untersuchungen genau, umfassend und mit spürbarer Energie durch. Die vier Schulgesetzgebungsprozesse von 1835, 1856, 1870 und 1894 werden in vier Kapiteln untersucht: Der Quellenkorpus umfasst in jedem Kapitel (1) Schulgesetze und Unterrichtspläne als kodifizierte Form beabsichtigter Bildung; dann (2) Verwaltungsberichte und Protokolle als Entwicklungs- und Realisierungsphase der Gesetze und Unterrichtspläne als pädagogisches Handeln; weiter (3) pädagogische Zeitschriften, die vor allem die Meinungen der Lehrerschaft wiedergaben und Licht auf den bildungs- und gesellschaftspolitischen Kontext warfen.

Jeder Textkorpus wird von der Autorin bezüglich des geschlechtsspezifischen Entwicklungsverlaufs analysiert: in den normativen Texten wie Gesetzen und Lehrplänen fragt sie nach geschlechtsspezifischer Formulierung, welche in kodifizierter Form Ziele von Schule und Bildung aufzeigen; in den Verwaltungsberichten und Protokollen liegt der Fokus auf den Haltungen und Vorstellungen zu Geschlechterverhältnissen, die auch Alternativen, Entwicklungsabbrüche respektive Kontinuitäten erkennen lassen; in den pädagogischen Artikeln rekonstruiert sie

die Vielfalt der Argumentationsstränge. Verdienstvollerweise werden die Ergebnisse in jedem Kapitel diskutiert und zusammengefasst, und am Schluss formuliert die Autorin themenbezogene Thesen.

Dank der umfassenden Quellenanalyse und dem reflektierten methodischen Vorgehen kommt die Autorin zu erstaunlichen Resultaten, wie sie selbst formuliert. (43) So stellt sie fest, dass das erste Primarschulgesetz von 1835 als Werk der Berner Bildungselite «unterschiedlichen Schichten, Konfessionen, politischen Gesinnungen, Regionen, wirtschaftlichen Bedingungen und beiden Geschlechtern, kurz allen Bedürfnissen gerecht werden wollte». Der Unterricht durfte durch weibliche Arbeiten nicht beeinträchtigt werden, die Arbeitsschule sollte von der Primarschule getrennt werden. Ausdrücklich galt also das Recht auf gleichartige Ausbildung für beide Geschlechter. Den entsprechenden Unterrichtsplan allerdings verfasste der Gründer und Direktor des ersten Lehrerinnenseminars Niederbipp, Pfarrer Boll, im Alleingang; er blieb «unsystematisch dilettantisch und redundant», (76) kurz, er war kaum brauchbar. Pfarrer Boll koppelte auch entgegen dem Schulgesetz die Primarlehrerinnenausbildung mit derjenigen der Arbeitslehrerinnen und Kleinkindererzieherinnen zusammen. Noch bis 1870 rekonstruiert die Autorin eine dominierende egalitäre Gesetzgebung, welcher «ein alternatives Familienmodell, in dem auch die Frau selbstständig und berufstätig gewirkt hätte», zugrunde lag. (249) Die nachschulische Berufsbildung war für beide Geschlechter in den Speziellen Schulen vorgesehen.

Nach 1870 lässt sich eine dem gesamtgesellschaftlichen Trend zum bürgerlichen Familienmodell die folgende Schulgesetzgebung feststellen. Kredite für Kleinkinderschulen wurden gestrichen, die Frage der nachschulischen Ausbildung junger Frauen offen gelassen. Professionalisie-

rungsbestrebungen im beruflichen Bereich hätten unvermeidlich vom häuslichen Bereich weggeführt, und dies galt nicht mehr als wünschenswert. Bildung für «Herz und Geist» der zukünftigen Ehefrauen und Mütter galt als zentral. (166)

In ihren Schlussthesen unterstreicht die Autorin, dass nicht nur grosse Seminarektoren in den ersten Jahrzehnten prägend waren. Bürgerliche Frauen und weibliche Lehrkräfte unterstützten vor allem nach 1870 die Ausdifferenzierung der Geschlechter tatkräftig. Sie forderten Entscheidungsbefugnisse bei «weiblichen» Tätigkeiten ein, dank welcher sie sich im Prozess der Ausbildung von Mädchen und jungen Frauen zur pflichtbewussten Hausfrau professionalisieren konnten.

Eine weitere These befasst sich mit dem Faktum, dass Mädchen trotz steigender Belastungen durch den Handarbeitsunterricht und abnehmender Anzahl allgemeiner Unterrichtsstunden durchschnittlich besser abschnitten als die Buben. Dies lässt sich im Kanton Bern anhand der ab 1860 stattfindenden Abschlussprüfungen belegen. Zur Unterstützung der Knaben wurde im Unterrichtsplan die Arbeitsschule eingeführt, in welcher auch Buben ihre Hände zu gebrauchen lernten. Dies sei ein Mittel zur geistigen Förderung der Knaben, während der Mädchenhandarbeitsunterricht einen bildenden und erziehenden Einfluss ausüben sollte.

Katharina Kellerhals rekonstruiert plausible Annäherungen an Prozesse der Gesetzgebung, der Umsetzung in den Schulalltag und der pädagogischen Geschlechterdiskurse im Kanton Bern. Ihre Resultate verlocken zu weiteren Fragestellungen, zu Vergleichen mit Entwicklungen in anderen Kantonen. Reizvoll wäre beispielsweise der Vergleich mit dem Kanton Zürich, wo Lehrerinnen erst ab 1874 in den Genuss einer staatlichen Ausbildung kamen, dann aber im Seminar

Küsnacht dieselbe Ausbildung und Abschlussprüfung durchliefen wie die Männer. Ausgehend von den Erkenntnissen von Alexandra Bloch Pfister zur Professionalisierung des Lehrberufes (erschienen 2007, von Kellerhals nicht erwähnt) lisse sich erschliessen, ob und in welcher Weise die geschlechtsspezifische Ausgestaltung des Fächerkanons variierte und die pädagogische Auseinandersetzung mehr von männlichen Blickweisen geprägt war. Es ist ein grosses Kompliment an die Autorin, dass ihre Untersuchung Impulse gibt und neugierig macht auf weitere Forschungen!

Heidi Witzig (Winterthur)

**Florence Bays et Carine Corajoud
Edmond Gilliard et la vie culturelle
romande**

Portrait de groupe avec maître
(1920–1960)

Editions Antipodes, Lausanne 2010, 368 p., Fr. 40.–

L'ouvrage que livrent Florence Bays et Carine Corajoud n'est pas seulement important par son ampleur, mais aussi par l'intérêt qu'il porte à la figure maintenant oubliée d'Edmond Gilliard (1875–1969), à qui aucune étude conséquente n'avait été consacrée depuis la publication de ses œuvres complètes en 1965. Ecrivain, essayiste, enseignant, mais aussi critique littéraire, conférencier et éditeur, il fut un «maître à penser» pour nombre d'intellectuels de gauche. Cette étude sociohistorique offre donc une véritable réhabilitation de Gilliard et de son réseau, ainsi qu'un nouvel éclairage sur l'histoire culturelle romande.

En s'attachant aux réseaux constitués autour de Gilliard, les auteures mettent l'accent sur son rôle central dans l'élaboration d'un «pôle en marge des canons esthétiques traditionnels et des réseaux de diffusion institutionnels». (7)

Plus qu'à l'œuvre relativement confidentielle de Gilliard, c'est donc à l'évolution diachronique d'un mouvement anti-conventionnel que cette étude s'intéresse. Le découpage en quatre parties d'une période qui s'étend sur près de 40 ans fait émerger les moments cruciaux d'un champ en mutation, éclaire comment s'opère la réappropriation des thèses de Gilliard selon des contextes très différents, et permet aux chercheuses de tracer l'histoire des principales revues littéraires de la Suisse romande de l'époque.

La première partie dépeint les débuts de Gilliard en tant que critique, et notamment son activité au sein des *Cahiers vaudois* (1913–1917). Son travail pour cette revue – lieu d'une double revendication: celle de l'autonomie de l'art et celle de la valorisation de la culture romande –, lui apporte une certaine reconnaissance et le bénéfice d'un pouvoir symbolique. Toutefois, c'est à des activités plus personnelles qu'il tient à se consacrer dès les années 1920. Dans ses écrits et conférences, il développe alors sa propre esthétique mêlant humanisme, engagement de soi, éthique et ésotérisme. Si sa production littéraire lui permet d'occuper une position de «détracteur de la société bien pensante et de l'establishment intellectuel bourgeois», (43) c'est aussi grâce à son métier d'enseignant et à son rôle d'éditeur qu'il marquera les esprits. Plaidant pour une réforme totale de l'institution scolaire, il soigne sa relation aux élèves dont certains, devenus hommes de lettres, constituent, à la fin des années 20, les premiers maillons du réseau gilliardien. C'est ce dont témoigne la correspondance de Gilliard dont les disciples commencent à diffuser la pensée dans de nouvelles revues.

Ce n'est véritablement qu'à partir de 1932, avec le lancement de *Présence*, que Gilliard fonde un mouvement. Le réseau, établi jusque là autour d'affinités intellectuelles et esthétiques, doit s'organiser; il